

(Nachdruck verboten.)

21)

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(Schluß.)

So betraf sie Rupert. Noch war die Lampe nicht angesteckt, wenn es schon völlige Nacht war, und die Sorge, als er unterwegs nicht die hellen Fenster seiner Wohnung sah, die sonst weithin durch die Finsterniß schienen, hatte ihn hasten gemacht. Nun fand er alles im Gleichen. Er selber brachte das Licht; sein Gruß aber blieb unbeantwortet. Das verdroß und beklemmte ihn. Er trat zu seinem Weibe: „Was hast?“ und rührte Salome's Schulter. Sie schrak in sich und sah ihn mit rothen, schwimmenden Augen an, die vor dem gelben Lampenscheine blinzelten, blieb aber stumm. Er aber gewahrte ihre Verfürung, sah ihr ernstes und trauervolles Gesicht und wurde noch heftiger und schrie: „Was hast? Was war los? Was hast gedacht? Ich will es wissen!“ Sie aber schwieg immer noch gegen ihre Gewohnheit, und so kam ihm plötzlich die Furcht, sie möchte krank werden, und er konnte seiner Besorgniß nach seiner Art doch nicht anders Luft machen, als polternd: „Hast Dich um die Gabi geärgert? Verdient es das schlechte Mädel? Denkt sie an wen?“

„Sie war da, Rupert.“

„Hat just Geld gebraucht, was? Was war?“

„Nichts.“

Und nach diesem Worte geschah etwas, dessen sich Rupert während der ganzen Dauer seiner Ehe nicht entsinnen konnte: Frau Salome ergriff seine Hand und drückte sie fast leidenschaftlich und fiel ihm dann um den Hals.

„Was heißt das?“ schrie er; aber durch den gemachten Zorn hebte seine Beängstigung vor den Gründen einer solchen Wandlung. Keine direkte Erwiderung. Nur nach einer Pause: „Ich denke, wir haben unser Lebenslang und genug gestritten.“

„Und warum?“ fragte der erstaunt.

„Wir sind alt Beide und möchten hinscheiden in Frieden.“

„Das hat noch Zeit, denke!“ rief er. „Mir ist noch gar nicht danach und Dir nur heute wegen der Verfluchten!“

„Schimpfe sie nicht,“ klang es gepreßt zurück, „die so wenig für sich thun, wie wir.“ Und mit einem Nucke richtete sie sich ganz auf und sah ihn voll an: „Wir sind alt, Rupert, und mögen Ruhe genießen und uns gönnen. Und es wird Zeit, daß wir unser Haus bestellen.“

„Ja, warum denn?“

Sie aber, in einem Tone, so leidenvoll und klagend, daß es ihn ergriff: „Es hat keine Weile mehr, glaubt es mir! Es möchten unrechte Hände über das kommen, was wir erworben haben . . .“

XIII.

Während aber diese Zwei also Frieden schlossen über einen zerstörten Leben, das nicht zuletzt durch ihre ewige Uneinigkeit zerscheitert war, ging Gabi bergab, die Stadt durch und hielt sich vorsorglich im Schatten der Häuser, um nicht gesehen zu werden. Ueber die Bleicherwiese, die ihr so deusam und für ihr Leben fast entscheidend geworden war. Die dürstigen Häuschen der Webervorstadt entlang: allenthalben klang das Klappern und Rasseln der Webestühle, die noch immer nicht Feierabend gemacht hatten, eintönig um die Wandernde. Bis sie endlich ins Freie trat; hinter ihr waren die Lichter und vor ihr die Nacht, in die sie nun mühsam und mit dem Sturmwinde kämpfend hinartrat. Und um sie und ihr waren viele Stimmen laut und ängstigen sie.

Es war beklemmend dunkel. Zwischen dem schwarzen Himmel, der schwarzen, frisch umbrochenen Erde, dann, da sie ins Ueberschwemmungsgebiet kam, den schwarzen Wassern, die murmeln und ewig regsam waren, zog nur ein ungewisser, lichter Streifen dahin: die Straße, der sie folgen mußte. Nur einige Schritte weit konnten ihre Augen diese absehen, und wenn sie eine Krümmung machte, dann war ihr immer, als sei die Wegankunft zu Ende und müsse dort über ein kurzes ein neues und entsetzliches Schreckniß ihrer harren. Es ging sich ihr schlecht; der Pfad war fast grundlos, und sie wurde bald müde. Sie aber eilte vorwärts und wußte

nicht, wohin, und wenn sie eines klaren Gedanken überhaupt fähig war, dann sicher nur des einen: Wozu oder warum das Alles?

Auch war die Straße ganz verödet. Sonst verkehren hier die Frächter, welche die Verbindung mit dem Oberlande vermitteln, und der Einsamen hätte eine Menschenstimme, ein Fluch, selbst ein Peitschentallen Musik gedünkt neben der furchtbar eintönigen Weise, die der Sturm und die Wogen sangen. Sie vernahm nichts Aehnliches; nur ein rascher Wagen fuhr an ihr vorüber. Sie trat bei Seite, damit ihr Staat nicht bespült werde, winkte dem Kutscher und schrie mit aller Macht, er solle sie mitnehmen. Er vernahm ihren Ruf nicht oder hatte es zu eilig, und ihr war das Weinen nahe, daß sie ihr Taschentuch vor die Augen pressen mußte. Zu ihrem Erstaunen kam ihr keine Thräne, und sie wanderte weiter ins graue Endlose; das erste Dorf durch, am Wirthshause vorbei, durch dessen Fenster streifiges Licht auf die Gasse fiel. Ein Weilschen dachte sie an kurze Rast; aber sie verzog nicht.

Sie hatte Eile.

An eine Rückkehr aber dachte sie nicht einmal während dieses trostlosen Weges. Was die Tante von ihr begehrte, das zu leisten fühlte sie sich unfähig. Sie hatte nie Kranke sehen, nie Klagen und Jammern hören können, fühlte sich nicht ernst genug, die Pflichten zu erfüllen, welche einer Pflegerin obliegen. Hundert grauenvolle Bilder des Siechthums und der Schmerzen sah sie vor sich, dachte sie nur daran. Fast war sie dann wieder froh, daß Alles so gekommen: unschwer konnte sie sich es malen, wo ihr Rupert manmehr begegnet wäre, und sie begriff kaum mehr, wie sie diesen Schritt überhaupt unternommen habe. Aber Geld, mehr Geld hätte ihr die reiche Tante doch geben dürfen; sie hätte sie nicht so hilflos wieder ins Elend stoßen müssen. Das war häßlich von der; aber endlich — was verschlug das jetzt? Und achselzuckend hastete sie weiter; bemüht, ihr Mäntelchen mit der einen Hand zusammen zu halten, den Hut, den sie vom Kopfe nehmen gemußt, in der andern. Sie sah sonderbar genug aus in solchem Aufzuge: barhaupt und mit verwehten Haaren, in neuemodiger Gewandung und mit geschminktem Gesichte.

Aber noch einen Rath hatte ihr die Tante gegeben. „Wasser wäscht rein, Wasser wäscht rein!“ Sie glaubte die unbarmherzigen Worte allenthalben zu hören, im Windebrusen, im Gurgeln der Flutheer, und betraf sich dabei, wie sie sie selber vor sich hin sprach. War das nicht das Rechte? Nicht besser, als in hoffnungsloses Elend dahinschreiten und wissen, daß es kein Entrinnen daraus mehr gäbe? Aber da vor schauderte ihr junges Leben doch noch zurück, und dann: Entrittene sind so häßlich! Schließlich gar so ohne jede Aussicht war sie nicht. Es konnte noch eine Rettung kommen und für die erste Zeit war sie doch geborgen. Sie ließ ihr Oberkleid los, tastete in die Tasche und prüfte — sie hatte dazu noch nicht Zeit gefunden — was sie in der trug. Es waren ziemlich viel und größere Notizen; das mußte, ihrem Ueberjoch nach, mehr machen, als sie selbst in einigen Wochen verbrauchte. Und was dann kam? Wozu da sorgen und warum sich härmern? „Es wird schon gehen, wird schon gehen,“ sang sie sich halb-leise vor, und hatte eine kürzeste Ermuthigung dabei. Dann nahm sie die Notizen vor, betastete sie, brachte sie ganz an die Augen, freute sich mit ihrem Besitze und hielt sie mit klammernden Fingern, während sie so stand.

Sie mußte weiter; die Besorgniß, sie könne den Zug ver säumen, fiel ihr auf die Seele. Da tauchten die Hüthen der zweiten Ortschaft schon aus dem Dunkel und grüßten gastlich. Die war kurz und rasch durchschritten, und sie stand bald wieder dem Grollen der jählings aus ihrem Schlummer geschreckten Natur gegenüber. Sie hatte nun doch nicht mehr so weit zu ihrem Ziele. „Eine Stunde noch,“ sprach sie sich selber laut zu, damit sie doch einen Menschenlaut vernehme. Aber gerade nun fühlte sie sich sehr müde und erschöpft. Ihr Körper, dem sie in jeder Beziehung sehr viel zugemuthet und noch nichts gegeben hatte an diesem Tage, machte seine Ansprüche geltend. Sie zwang sich, wollte nirgends mehr vorsprechen; denn ein sonderbarer Geiz war in ihr lebendig geworden. Jeder Heller schien ihr von Be-

lang. So schleppte sie sich denn vorwärts, aber ganz maschinenmäßig, selbst ohne rechtes Bewußtsein, wie es nicht selten bei Menschen der Fall, die zum Tode ermattet sind, ohne ausraufen zu können. Die Glieder gehorchen immer noch und willenlos einem übermächtigen Antriebe, den ihnen der Geist gegeben; er selber aber ist längst in halben Schlummer versunken. Mechanisch und gleichmäßig setzte Gabriele Fuß vor Fuß und fühlte sich gelähmt und wieder erregt vor dem Wehen des Lenzsturmes. Ihr war sehr heiß.

Da grüßte wieder ein Licht. Die Straße wurde belebter; Männer kamen an ihr vorüber und zogen verwundert an den Hüften. Sie steuerte achtlos dem Schimmer, der letzten Wegmarke vor der Haltestelle der Eisenbahn zu. Es war ein Wirthshaus und nicht gar gut berufen. Es kamen Leute hierher, welche tagscheue Geschäfte abzuwickeln oder ein Anliegen an die hübsche kraushaarige Wirthstochter hatten. Besonders Gewichte mochten beides vereinigen. Das wußte Gabriele nicht; aber sie konnte vor Ermattung nicht weiter und meinte, beim nächsten Schritt unsinnen zu müssen. So trat sie ein, und hier hat man sie lebend zuletzt gesehen. Sie setzte sich auf die lange Holzbank und bestellte ein Glas Bier. Man brachte es ihr; dann leistete die Justin wieder dem einzigen Gaste Gesellschaft, der neben Gabrielen noch in der öden Stube war. Sie war ungewöhnlich faßl; die Zinngefäße gleißten an der Wand; aus einem Schränkchen hervorklugten die Schnapsflaschen; in all dem und in dem Wasser des Kübels, bestimmt, die gebrauchten Gläser zu reinigen, leuchtete ein großes Lampenlicht nach. Justin und der späte Gast kicherten mit einander und warfen verstohlene Blicke auf die Einsame, die den Kopf in die Hand stützte und ihre Musternung mehr fühlte als gewahrte, während sie unverwandt auf die giftig grüne Tischplatte starrte.

Sie blieb nicht lange. Einen Augenblick, den sie sich unbeachtet glaubte, nützte sie, um ihr Geld zu überzählen und im Brusttasche zu verwahren. Es schien ihr nun wieder sehr wenig, und sie wurde betrübt darüber. Dann zahlte sie und ging. Kaum aber, daß sich die Thür hinter ihr geschlossen, erhob sich der andere Gast. „Laufst ihr nach?“ fragte die Justin.

Er nahm den runden Hut: „Willst vielleicht eifern? Das hätten wir Zwei mit einander doch nicht nötig.“

„Ich mag's aber nicht, und ich bin's nicht, die Dich brauchst.“ Die versteckte Drohung wirkte.

„Ich will nichts von ihr. Sie kommt mir nur bekannt vor, und ich bin neugierig darauf, ob es wirklich die ist, die ich meine. Ich hätte auch noch zu Hause zu thun. Halt' derweil offen; es kann immer noch wer kommen, und ich bleibe auch nicht lange aus. Warte auf mich.“

Es war etwas heller worden, soferne der Vollmond hinter den Wolken lag und ein unbestimmtes Grauen die Welt durchsloß. Auch wehte es gelinder und Gabi hätte besser vorwärts kommen mögen, wäre ihre Last nur nicht zu kurz, um sie zu stärken, eben lang genug gewesen, daß ihr ihre Erschöpfung erst recht fühlbar wurde. Aber die reine Luft nach dem dämpfen und abscheulichen Quam, den sie kaum geathmet, that ihr dennoch wohl, ob sie gleich ihre Verstörtheit nicht scheuchen konnte. Die sah zu tief. Hinter ihr pffiff jemand; mit ängstlicher Erwartung horchte sie, wie der Ton näher und näher kam, und sah nicht auf vom Boden, auf den sie in stumpfsinniger Verdrossenheit die Augen geheftet hielt. Bis ihr der landesübliche Gruß zugerufen wurde. Sie erwiderte nichts; nur einen scheuen Blick warf sie auf den Mann, der ihr nicht ganz fremd erschien und sich sichtlich bemühte, mit seinen langen, tortelnden Beinen gleichen Schritt mit ihr zu halten.

„So spät noch auf der Straße, Fräulein?“

Keine Antwort. Ihr unheimlicher Begleiter lachte heiser und rauhig: „Das Fräulein fürchtet sich. Ich hab's ja gesehen, wie sie im Wirthshaus Geld gezählt hat. Aber ich thu' ihr nichts. Ich bin nur ein Lump; aber ein Räuber bin ich nicht — die ganze Welt kann's nicht anders sagen. Im Gegentheil; ich bin dem Fräulein nur nachgegangen, um es zu beschützen. Sie will doch zur Station?“

Keine Antwort. Der Trunkene suchte mit offenen Händen in der Luft. „Da rennt das Fräulein vor mir und will mir davon und läuft ohne mich ins Unglück. Oder weiß sie vielleicht, daß die Fabrikarbeiter schlechte Schufte sind und sich wenig daraus machen möchten, jemand Einsamen ins Wasser zu schmeißen und vorher auszurauben? Aber ich werde sie beschützen, ich!“ Er schlug sich hallend vor die Brust.

Keine Antwort. „Und was krieg' ich für meine Gutheit?“

Eine ungestüme Angst bereiterte Gabi. Die Silbermünzen, die sie eben erhalten hatte, hielt sie ihm hin und rief in den schrillen Tönen eines geängstigten Kindes: „Da haben's! Aber jetzt lassen's mich. Ich schrei'!“

Der Andere lachte häßlich. „Möchte Ihnen wenig helfen. Ist noch weit zur Fabrik, und fragt sich, zu wem Sie stehen. Aber einen Kuß möchte ich haben!“ Er legte seinen Arm um ihre Hüfte, und sie zuckte zusammen. Und jene Berührung wie diese Bewegung — sie wahrte nicht das Theilchen einer Sekunde — war bedeutungsvoll für beide. Denn ein anderes Bild erstand vor Gabi: grundverschieden und wieder dennoch ähnlich. Der gleiche graue Himmel damals wie heute; dieselbe Schwüle, dasselbe Wasserdrausen, der gleiche Druck an ihrer Hüfte, den sie ähnlich nie mehr empfunden zu haben sich erinnern konnte; selbst ein ähnliches, lähmendes Gefühl, wie vor Jahren. Sie wich zurück; er aber folgte ihr. Auch in seinem Auge glomm ein Strahl des Erkennens auf: „Ach ja — das ist ja — nicht wahr Sie sind? Ja —“ und suchte nach dem Namen. Er beugte dabei sein Gesicht zu ihrem hernieder. Ein ungeheurer Ekel erfaßte sie; der häßliche Branntweindunst seines Mundes wehte sie an. Sie wendete sich, rückwärts schreitend, dem Straßenrande zu stolh sie vor ihm, der sie häßlich angrinste — so recht die Verkörperung jener Art von Neigung, die sie fast allein erweckt. Er hinterdrein. Ihre Hände waren wie zur Abwehr vorgestreckt, den Körper bog sie zurück, um ihn ferner zu sein, dem sie nicht zu entlaufen hoffen durfte, so unsicher er immer auf den Füßen war. Da trat sie ins Freie; sie taumelte — ein greller Aufschrei, ein Spritzen und Sprützen der Wasser. Ueber seine Stirne sprühte der Gischt; er sah, wie die Pluthe eine leichte Gestalt aufhoben, die fortgetrieben war durch die Wucht des Falles, bis sie von der mächtigeren Strömung getragen werden mußte. Sie mußte ohnmächtig sein. Kein Hilferuf, Todtenstille.

Einen Augenblick stuchte der Franz. Dann, so ohne Bewußtsein, wie ein gut gelernter Hund, vor dessen Augen ein Gegenstand in's Wasser geworfen wird, sprang er nach und arbeitete mit mächtigen Stößen. Er konnte nichts mehr erspähen, fühlte sich bald beschwert von der Last der Kleider, gelähmt durch Frost und Trunkenheit. Er richtete sich auf und wollte Auslug halten. Da traf ihn ein treibender Balken schwer in's Hinterhaupt; ihm sang es, die Welt war voll Lichter und Farben, und er versank ohne Schrei, ohne Versuch einer Rettung. . . .

Sie ist ein tüchtiges Wasser, die Ober. Ein rechter Tieflandsfluß: sachte strömend, aber fast unentrinnbar für den, den ihre geheimen Strudel und Wirbel erfassen, und nur schwer dazu zu bringen, ihren Raub wieder heraus zu geben. So hielt sie es auch mit diesen; vorauf schwamm Gabi, hintennach der schwerere Mann, und immer größer ward die Entfernungen zwischen beiden. Erst spät fand man sie; in getrennten Ortschaften wurden sie angeschwemmt, und als die letzten Opfer einer Hochfluth, die deren nur zu viele gelostet, bestattete man diese Weiden, die nur zweimal mit einander zu thun gehabt im Leben — das erste Mal sich wie Anderen zum Unheil, dann aber, damit der Mann dem Mädchen wiederum unbewußt das Beste bereite, was für sie von dieser Welt und allen ihren Loosen noch aufbewahrt sein konnte. Fast unentstellt war Gabriele, die sich vor der Häßlichkeit der Todesweihung so sehr gesürchtet; mit einer klaffenden Wunde im Hinterhaupt haben sie den Andern ins Grab gesenkt. —

Kleines Feuilleton.

ss. Von einem chinesischen Theaterstück erzählt die neueste „China-Review“ den Inhalt, der sich wohl hören lassen kann. Das Stück ist ohne Zweifel aus dem Boden des eigentlichen Volksgesittes erwachsen. Der Titel „Das Weib des Auswanderers“ deutet bereits an, daß es sich um eine Fabel handelt, die mit den merkwürdigen Verhältnissen der unzähligen alljährlich auf lange Zeit ins Ausland wandernden Chinesen in Zusammenhang steht. Der Held des Stückes, Namens Lim aus dem Dorfe Lam-ic, ist auch in die Fremde gegangen und hat sein junges Weib unter der Obhut seiner Mutter zurückgelassen. 13 Jahre lang blieb er verschollen und unterdessen kämpften die beiden Frauen fleißig und redlich um ihr tägliches Brot; wobei die jüngere ihrer Schwiegermutter eine musterhafte Zuneigung und Anhänglichkeit erwies. Schließlich dringt aber die Roth allzu hart auf sie ein, und sie sehen sich dem äußersten Mangel gegenüber. Da kommt ein Mann aus der Fremde in die

Heimath zurück, der den Frauen erzählt, er habe eine Zeit lang mit Lim zusammengearbeitet, dieser sei aber jetzt gestorben. Die beiden Frauen sind über die Nachricht zunächst völlig trostlos, doch giebt gerade dieses Ereigniß die Aussicht auf eine Befreiung aus ihrem Elend. Frau Lim findet wieder Bewerber, ein Mann aus der Familie Sou freit um sie und erhält ihr Jawort unter der Bedingung, daß ihre treuere Schwiegermutter sie so oft besuchen dürfe, wie sie wolle. Darauf wird die Hochzeit unter allen üblichen Gebräuchen gefeiert, und nun hat die Noth ein Ende. Alles geht gut, bis eines Tages Sou und seine junge Frau gelegentlich eines Besuches bei der Schwiegermutter den todtgeagten Lim antreffen. Da haben wir also einen chinesischen Enoch Arden, der höchst wahrscheinlich bedeutend älter als sein bekannter Bruder aus England ist. In dem chinesischen Stück kommt es zu einem Prozeß, in dem Lim den Sou anklagt, ihm sein Weib gestohlen zu haben. Dieser dagegen bringt die Urkunden seiner Verheirathung vor die Behörden, und die beiden Frauen berichten den ganzen Vorgang der Wahrheit gemäß. Nun wird aber die Sache erst schwierig, da keiner der Ehemänner seinen Anspruch auf die Frau aufzugeben geneigt ist. Glücklicherweise aber war der Fall vor einen chinesischen Salomo gekommen, der auch dafür einen Rath wußte. Die weitere Verhandlung wurde auf den nächsten Morgen vertagt und die doppelbegehrte Frau bis dahin im Gerichtsgebäude zurückbehalten. Am nächsten Tage erneuert der Richter seinen Vorschlag auf friedlichen Ausgleich, aber wiederum weifen sich beide Parteien auf ihr geschriebenes Recht. Da kommt plötzlich ein Gerichtsdienner mit der Nachricht hereingestürzt, die junge Frau habe sich in der Nacht erhängt. Dadurch bekommt die Verhandlung eine andere Richtung und es soll nunmehr entschieden werden, wer von den beiden Männern die Kosten des Begräbnisses zu tragen hat. Als bald hat sich Sou, der zweite Mann, davon überzeugt, daß die Ansprüche des Lim doch der Anciennität halber gerechter sind, und will sich nunmehr angeichts der veränderten Sachlage aus der Affäre ziehen. Also wird Lim in das alleinige Recht des Ehemannes wieder eingesetzt und soll die Kosten der Beerdigung übernehmen. Natürlich kommt es nicht dazu, da die Frau lebt und die Geschichte von ihrem plötzlichen Tode nur vom Richter aus leicht erlernbaren Gründe erdichtet war. —

Musik.

Aus der Woche. Eine Art Gesamtkunstwerk vor Richard Wagner war seit jeher die Messe der katholischen Kirche. Ihren musikalischen Theil zu besorgen galt für eine der ehrenvollsten Aufgaben des musikalischen Künstlers. Je weiter es nun in unsere Zeiten herauf geht, desto eher kam der Komponist dazu, nicht einen Theil eines Ganzen, sondern ein an dieses nur eben angeknüpftes anderes, selbständiges Ganze zu schaffen. So machte es schon F. S. Bach, zwar weniger in seiner „Matthäus-Passion“, wohl aber in seiner „hohen Messe“ in H-moll, einem „katholischen“ Werk eines „Protestanten“, will sagen: einem interkonfessionellen Kunstwerk. Solche künstlerischen Messen vertragen noch am ehesten, ja fordern beinahe eine isolirte Konzert-Aufführung. Die volle Größe jener „H-moll-Messe“ zeigte uns neulich der „Philharmonische Chor“ in seinem dritten Vereinskonzert unter dem Dirigenten Siegfried Ochs. Die Leistung war, eingerechnet das verstärkte Philharmonische Orchester, aus dem auch noch Soli und darunter zwei Oboen „d'amore“ (etwas tiefer und weicher klingende Oboen) hervorragten, überwältigend schön. Es handelt sich hauptsächlich um die, meist fünfstimmigen Chöre und in ihnen nicht so sehr um die hier verhältnismäßig schlichteren Harmonien als um die Selbstständigkeit der einzelnen Stimmen, die „kontrapunktische“ Kunst. In dem Maß, als das heutige Publikum wohl weniger als das damalige im Herausören solcher Stimmen geschickt ist, wäre vielleicht eine stärkere Besetzung der Mittelstimmen zu wünschen, namentlich gegenüber dem zuweilen etwas grellen Sopran. Die Solostimmen hielten sich ziemlich gut; für den Vokal war die treffliche Sangeskunst des Varytonisten Dr. Felix Kraus wohl nicht so ganz am Platze, wie es eine eigentliche, „videre“ Vokaltimme gewesen wäre. — Wirke jedes Stück schon in dem übergroßen Saal der Philharmonie mächtig, so wirkten die paar Stücke jener Messe, die das (letzte diesjährige) „Geistliche Konzert“ in der Gedächtniskirche brachte, in dem akustisch und örtlich günstigeren Raum um so mächtiger. Unter den übrigen Nummern dieses Konzertes sei ein Stück aus einer Orgelsonate von dem noch größerer Beachtung würdigen Jos. Rheinberger erwähnt; unter den Mitwirkenden seien der für solche Konzerte unerwöhnliche Organist Professor Reiman und der Sänger Rob. Kaufmann genannt.

Die Kompositions-Rovität dieser Woche war die „Tonichtung für großes Orchester“ von Richard Strauß, betitelt „Ein Heldenleben“ (Musikführer dazu von W. Klatte), aufgeführt unter des Komponisten Leitung am 9. „Symphonie-Abend“, dessen Probe wir hörten. Es ist dies vielleicht das Herausfordernde, was bisher auf dem Gebiet der sogenannten Programmmusik geleistet worden ist, wobei jedoch nicht äußere Vorgänge, Zustände und Dispositionen, sondern innere, feilsche zur Darstellung kommen: das Gemüthsleben des „Helden“ in seiner eigenen Entfaltung und in seiner vorwiegend negnerischen Verührung mit der Außenwelt. Die dazu verwendeten und in den charakteristischsten Verschlingungen gebrachten Themen sind musikalisch reichhaltig, aber ohne Scheu vor bedeutungsvollen Mißklängen und bei der Kennzeichnung der verständnißlosen Feinde

sogar einen anscheinend falschen Quintengang wagen. Der Komponist hat das, was er wollte, so scharf und mit solcher künstlerischer Kraft erreicht, daß man nun doch mindestens noch einmal überlegen muß, ob solche Absichten von vornherein verpönt werden sollen. Der Beifall war groß, zuletzt freilich mit Widerspruch verlegt; die übrigen Nummern des Konzertes, von Weingartner dirigirt, hatten es darin leichter, obgleich uns die Ausführung einen etwas matteren Eindruck gewährte und die Bläser sich's gemüthlicher machten als bei dem auf ihnen lastenden Heldenleben.

Von einer anderen Strauß'schen Leistung, von seiner Mitwirkung beim 2. Rezitations-Abend Poffart's, berichtet mein Vertreter. Der ebenso interessante wie genutzreiche Abend brachte vorwiegend „Melodramen“, d. h. Verbindungen von Musik und gesprochenem Wort. Strauß'sch war die Komposition zu Uhländ's „Schloß am Meere“: ganz eigenartig und doch so zu Herzen gehend, daß man in dieser Stimmung immer weiter träumen möchte. Unter dem Uebrigen ragte hervor Dahn's „Herr Waltherr und die Waldfrau“; dazu gab es von dem auch als Verstorbener immer noch zu wenig beachteten A. Ritter eine ganz wunderschöne, jeder Stimmungsnuance des Textes angepaßte Musik. — Die Liederabende des schwedischen Varden Sven Scholander waren mir immer entgangen; von dem letzten wird mir berichtet, es sei ein ganz apart amüsanter wie künstlerisch werthvoller Abend gewesen: die Nonchalance und der Esprit, mit denen der Künstler die unbedeutendsten wie die bedeutendsten Sachen hervorbringen vermag, lassen einen die häßlichsten Dinge ohne ein Gefühl von Unbehagen genießen.

Endlich konnte ich einen der Quartett-Abende Soltaender hören, mit Beethoven E-moll, dessen Finale besonders wirkungsvoll herauskam, mit Schubert's Klaviertrio B-dur (das „Andante un poco mosso“ war wohl etwas zu langsam), u. s. w.; Hermann Lutter, auch als Liederkomponist und Liedbegleiter geschätzt, spielte den Klavierpart in jenem undankbaren Trio, dessen Ausführung ungemein viel verlangt. Die Herren boten, zumal durch die Präzision des Zusammenspiels, eine höchst anerkanntwerthe Leistung; denkt man, daß diese noch gesteigert werden könnte, so wäre es, über einen gewissen akademischen Zug hinaus, ein noch größeres Aufgebot von Farbenpracht und Phantasiegehalt. — Ueber das Konzert der Pianistin Hedwig Holz vom 18. d. M., das ich nur zum Theil hatte hören können, erfahre ich noch nachträglich, daß ein Larghetto und Scherzo für Klavier und Cello von Niccolò wohl der Höhepunkt des Abends gewesen sei, daß die Konzertegeberin nach dieser Probe sich speziell für Kammermusik zu eignen scheine, und daß die Sängerin Eugenie Sörgaz ein angenehmes Organ, doch eine unverständliche Aussprache gezeigt habe, mit mehr Eignung für Melancholisches als für Melancholisches und mit damals sehr großem Erfolg.

Der berühmte Geiger Eugene Ysahe bewährte sich in einem Konzert mit dem (stellenweise etwas zu lauten) Philharmonischen Orchester als ein so wahrhafter Künstler, daß es fast unbillig ist, wenn wir die ganz eigenartige Reichheit seines Tones und sein Absehen von allem virtuosenhaften Feirciren noch eigens betonen. Der Beifall war so tobend, daß, wie ich höre, zuletzt noch als Zugaben (!) der Schlusssatz des Mendelssohn'schen Konzertes und die Chaconne von Bach folgten, beide in höchst interessanter individueller Auffassung.

Endlich einmal ein „Volksstümliches Konzert“, gegeben vom „Ausschuß zur Veranstaltung von Volksaufführungen“ und zwar durch den Oratorienverein unter Mengewein (in der Garnisonkirche)! Daß einiges etwas hart und unsicher herauskam, thut gegenüber dem hohen Werth solcher Bemühungen nicht viel zur Sache. Aufgeführt wurden das heute keines Urtheils mehr bedürftige „Deutsche Requiem“ von Brahms und vorher die anscheinend durch dieses Werk angeregte, wohlklingend schlichte, weimgleich etwas weiche „Trauerkantate“ von dem auch als Kammermusiker bekannten Karl Grammann († 1897). —

sz.

Kulturgeschichtliches.

dg. Straßenreinigung in Alt-Berlin. Die Anfänge einer öffentlichen Straßenreinigung finden sich in Berlin zum ersten Mal im 17. Jahrhundert. In der Bau-Ordnung vom 30. November 1641 erklärt der Rath: „Es unterstehen sich auch viele Bürger, daß sie auf den freien Straßen und oft unter den Stubenfenstern Säue- und Schweinefälle machen, welches ein edler Rath durchaus nicht leiden und haben will.“ Dieser Erlaß verfehlte aber seine Wirkung und 1660 richteten „Bürger und Rathmannen der Churf. Brandenburgischen Residentz und Hauptstadt Cölln an der Spree“ ein Gesuch an die Regierung, darin es heißt: „Wir haben eine Zeithero mit Schmerzen anehen müssen, wie schenßlich es allhier in Cölln auf den Gassen liegt, und wie sich keiner an unser Anbefehlen es vor den Thüren rein zu halten bishero lehren wollen. Dahero wir endlich eine Straßenordnung zu publiciren und um dero gnädigste Confirmation demüthig anzusehen entschlossen sein. Wam dann nun hiezu ein „gewisser Kerl“ gehalten werden muß, wir auch endlich einen verarmten Bürger, welchem die Bürger-schaft die Kontributions-Freyheit zu gönnen sich erklaert, erlangt haben, dieser Mensch aber anhält vor ihn zu bitten, daß er ein altes Pferd bekommen möge, als bitten wir unterhänigst

biesem Manne, so sich zum Gassenmeister bestellen lassen will ein altes starkes Pferd in Gnaden zuzuwenden und die gütige Ver-
ordnung zu thun, damit Ihme wöchentlich von dem Müllen Hoofe
(am Mühlendam) etwas an Futter gegeben werden möge." Im
Mai desselben Jahres wurde die Bitte genehmigt. Der General-
Feldzeugmeister Dörfflinger erhielt den Befehl, „zu diesem Ende ein
guth stark Pferd schaffen zu lassen." Die Bürger wurden an-
gewiesen, den Unrath vor ihren Thüren zusammenzufahren, der
„gewisse Kerl" resp. Gassenmeister lud ihn sodann in seinen Karren
und brachte ihn fort. Wo das Kehren der Straße unterlassen war,
müßte er selbst es besorgen, durfte die „Unflätherer" dann aber
auch dem fahrlässigen Hausherrn in das Haus werfen, wofür der
Letztere noch hohe Geldstrafe entrichten mußte. —

Geographisches.

— Die Ukerewe-Insel. In dem 1. Heft des neuen
Jahrganges der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten"
hat die nach Aufnahmen und Messungen von Hauptmann Herr-
mann in gezeichnete große Karte der Nyanza-Insel Ukerewe besonderen
Werth. Die Insel wurde 1875 von Stanley glücklich umfahren, seit-
dem aber nur selten (so von Baumann und Werther) besucht, da die
Einwohner in bösem Rufe standen. Die Hermann'sche Karte, im
großen Maßstabe von 1:100 000, beruht auf einer völligen Um-
wanderung der Insel, vielleicht auch auf theilweiser Triangulirung
durch den Offizier. Das Innere bleibt allerdings noch unbekannt;
es ist ein unbewohntes, bewaldetes Bergland, das sich bis zu 200 Meter
über dem Wasserpiegel des Nyanza erhebt. Die Ansiedelungen sind
auf die reich gegliederte Küste beschränkt. Politisch zerfällt die Küste
in das große Sultanat Ukerewe und das kleinere Biru im Südwesten.
Bemerkenswerth ist, daß die Flora im Westen noch zum Theil west-
afrikanischen Charakter trägt. Früher hing Ukerewe im Osten mit dem
Festlande zusammen; nachdem es nur eine wirkliche Insel ist, haufen
auf ihr nach Hermann's Anmerkung noch drei einsame Elephanten. —

Gesundheitspflege.

— Haarpflege. Schon im Kindesalter bedarf das Haar
der Beachtung und Pflege von Seite der Mutter. Ein weiches und
glänzender Haarwuchs auf dem Kopfe ist, wie der „Praktische Weg-
weiser" (Würzburg) schreibt, ein gutes Zeichen für die vorhandene
Gesundheit; ein spröder, struppiger Haarwuchs deutet auf Krankheit
im Allgemeinen, namentlich auf Krankheit der Haut hin. Mit
Kämmen und Bürsten ist die Pflege der Haut noch nicht abgemacht.
Der Haarboden, der Ernährungssitz der Haare, muß sorgfältig rein-
gehalten werden. Deftere Waschungen mit lauwarmem Seifenwasser,
oder mit Honigwasser und sorgfältige Entfernung der trocknen ge-
wordenen und abgefallenen Hautschuppen ist nöthig. Ein
gutes Mittel für Kopfhaut und Kopshaare ist frischer Eidotter,
womit man wöchentlich ein- bis zweimal die Kopfhaut einreibt;
darauf werden diese Haare mit lauwarmem Wasser gehörig ge-
waschen, bis sich kein Schaum mehr zeigt. Im Erkalten vorzu-
beugen, reinige man den Haarboden nur des Abends; nie lasse man
Stränder mit nassen Haaren in die freie Luft gehen. Werden die Haare
kurz geschnitten, so entsichen durch Erkaltung leicht Schnupfen,
Augen- und Ohrenentzündung, sowie Kopfschmerz. Im Ueberigen
aber befördert ein mäßiges Kurzhalten der Haare die Kopfhaut-
ausdünstung und das Wachsthum derselben. Zu warme Kopf-
bedeckung führt leichter zu Erkalten, als zu leichte. Schönes
Haar ist eine Pflanze des Menschen; dasselbe kann man aber nur er-
langen und behalten, wenn richtige Haarpflege von Jugend auf
geübt wird. —

Meteorologisches.

en. Welchen Druck der Wind auszuüben vermag,
ist eine Frage, die nicht nur von theoretischen, sondern von einem
sehr bedeutenden praktischen Interesse ist. Die Festigkeit und damit
die Kosten großer Bauten, besonders der Brücken, hängen in erster
Linie von der Beurtheilung des Druckes ab, den sie vom Winde aus-
zuhalten haben würden. Man hat daher schon vor vielen Jahr-
zehnten Versuche gemacht, um den Winddruck festzustellen, wobei es
natürlich besonders darauf ankam, das Maximum dieser Kraft zu
bestimmen. Fredgold, einer der bedeutendsten englischen Ingenieure
in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, stellte 1840 auf Grund
sorgfältiger Berechnungen den Sach auf, daß alle Bauten auf einen
Winddruck von 40 Pfd. auf jeden Quadratfuß oder von etwa 4 Ztrn.
auf jedes Quadratmeter eingerichtet sein müßten. Er hatte diesen
Vertrag als Maximum versuchsweise erhalten, indem er eine kleine
Scheibe von etwa einem Quadratfuß oder noch kleinerer Ober-
fläche dem Winde aussetzte und den ausgeübten Druck durch
ein Dynamometer bestimmte. Er zog aus seinen Experimenten den
Schluß, daß der Winddruck mit der Größe der dargebotenen Fläche
wächst. Seit jener Zeit bereitete man alle Dächer, Brücken u. s. w.
auf einen Winddruck von vier Zentnern pro Quadratmeter vor. Da
ereignete sich im Jahre 1879 die außerordentliche Katastrophe des
Zusammensturzes der Tav-Brücke, deren Pfeiler wahrscheinlich keine
genügende Widerstandskraft gegen den Winddruck besaßen hatten.
Darauf schrieben die englischen Behörden den Eisenbahnen vor, alle
ihre Bauten für die Zukunft auf einen Winddruck von 5 1/2 Zentnern
pro Quadratmeter zu berechnen, was bis heutigen Tages geschehen
ist. Es versteht sich, daß eine derartige Erhöhung der Widerstands-
fähigkeit eines Bauwerkes einen entsprechend hohen Aufwand an

Material und Kapital erfordert. In neuerer Zeit aber
begannen die Baumeister die Nichtigkeit der bisherigen
Annahme über die Größe des Winddruckes zu bezweifeln
und es wurden wieder einmal Versuche angestellt, diesmal
an der Forth-Brücke und auf besserer Grundlage, als sie Fredgold
vor 50 Jahren vorgenommen hatte. Man wählte zwei Scheiben, die
eine 28 Quadratmeter und die andere 0.14 Quadratmeter groß,
deren Oberflächen sich also wie 200 zu 1 verhielten, der Winddruck
wurde an beiden auf gewöhnliche Weise bestimmt. Es hat sich nun
das Gegentheil von dem herausgestellt, was früher als Thatsache
galt, nämlich daß der Winddruck um so kleiner ist, je größer die ihm
dargebotene Fläche ist. Im Verhältniß hatte die größere der beiden
Scheiben einen um fast 2/5 geringeren Winddruck auszuhalten als die
kleinere, wenn sie genau denselben Verhältnissen ausgesetzt wurde.
Diese Beobachtungen sind durch Sir Wolfe Barry in allerletzter Zeit
als vollkommen zutreffend erwiesen worden. Die Gelegenheit dazu
gab die neue Tower-Brücke in London, an der die etwa 500 Quadrat-
oberfläche besitzenden Balken nur 6 bis 7 1/4 Kilogramm Winddruck
auszuhalten hatten, wenn eine Versuchsscheibe von 1 Quadratmeter
Fläche gleichzeitig 30 bis 45 Kilogramm zeigte. —

Humoristisches.

— Im zoologischen Garten. Die Kleine Adee:
„Mama, kann ein Nashorn auch an gebrochenem Herzen sterben?" —
— Inskript eines Grabsteins auf der Herren-
Insel. „Hier ruht in Gott J. A., 26 Jahre lebte er als Mensch
und 37 Jahre als Ehemann." —
— In einem Baarenhaus. „Ich wünsche einen starken
Stod, einen recht starken Stod!"
„Bitte gehen Sie hinüber zu der Abtheilung: „Familien-
artikel." —

Notizen.

— „Das Karrenschiff" ist nach fünfzehnmönatlicher Fahrt
gescheitert. Vier Steuerleute hatten an dem Karsten ihre
Kunst versucht. Die Katastrophe beweist, daß zum Zeitungs-
machen noch etwas Anderes gehört als zum Papierverkaufen. —
— In Frankfurt a. M. erschöpfte sich infolge mißglückter
Spekulationen der frühere Rechtsanwalt Schriftsteller
Dr. Wilhelm Wolff. —
— Spahig. Für einen Volks-Theaterabend in
Wien hatten Vahr und Karlweis eine „Wiener Revue"
geschrieben. In einem satirischen Dilbe „Literatur" hatten die Autoren
auch eine kleine Persiflage auf die beiden Verfasser des Schwankes
„Im weißen Rößl" geplant. Es war eine harmlose, kleine
Szene. Die Rollen waren bereits ausgeschrieben, aber die Szene
wurde dennoch gestrichen. Warum? Eine befreundete Bräuer-
hand hatte eine briefliche Warnung nach Berlin ergehen lassen,
woran die Herren Blumenthal und Kadelburg einen gemein-
samen Protestbrief an Direktor v. Dukovics richteten. Dieser
lud nun die beiden Wiener Satiriker zu sich und redete ihnen so
lange zu Gemüthe, bis sie nachgaben. —
— Siegfried Wagner's „Värenhäuter" ist an der
Wiener Hofoper und im Hamburger Stadttheater
mit großem Erfolg in Szene gegangen. —
— Albert Stritt, der Oberregisseur der Wiener Hof-
oper hat seine sofortige Entlassung aus dem Verban-
de der Wiener Hofbühne erbeten und erhalten. Auch er konnte sich mit
dem Direktor der Oper Mahler nicht vertragen. —
— Ludwig Böjendorfer hatte einen Preiswett-
bewerb für ein Klavierkonzert ausgeschrieben. Das
Preisgericht bezeichnete die Arbeiten von Ednard Behm, Ernst
Dohnanyi und Jan Brandts als preiswürdig. Dieser Lage fand die
öffentliche Aufführung dieser drei Preiskonzerter statt,
wobei die Zuhörerschaft durch Stimmzettel über die Reihenfolge der
Preije entschied. Dem ersten Preis (2000 Kronen) erhielt Dohnanyi,
ein Ungar, mit 706, den zweiten (1200 Kronen) Brandts,
ein Holländer, mit 607, den dritten (800 Kronen) Behm,
ein Berliner, mit 508 Stimmen. —
— In Cividale in Trient soll im kommenden Herbst eine
Versammlung italienischer Geschichtsforscher stattfinden;
den Gegenstand der Verhandlung sollen Leben, Werke und Zeit des
am Hofe Karls des Großen lebenden Langobarden Paulus
Diaconus, der in Cividale geboren ist, bilden. —
— Internationale Konferenz zur Erforschung
von Ost- und Nordsee. Von Schweden ist eine Aufforderung
an Deutschland, England, Dänemark, Norwegen, Rußland und
Holland ausgegangen, an einer Konferenz zur Festsetzung eines
Programms für eine eventuelle internationale Untersuchung der
Nord- und Ostsee im Interesse der Fischerei theilzunehmen. Die
Konferenz soll in Stockholm im Juni abgehalten werden. —
— Die „National Bank of Egypt" hat neuerdings
von der ägyptischen Regierung die Konzession erhalten,
im Süden von Suez auf weiten Gebieten Petroleum zu
erhöhlen und das gewonnene Petroleum zu vertreiben. Im
Alterthum sollen dort ausgedehnte Lagerstätten von brennbarem Öl
gewesen sein. —